

Thomas Rübke: Ehrenamtliches Engagement von älteren Menschen – Rahmenbedingungen und Chancen

Vortrag auf der Tagung „Alter und Kultur – Wissenschaft, Praxis, Politik“ der Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege in Bayern und des Verbandes der Bayerischen Bezirke am 10. April 2008 in Nürnberg

Für ein neues Altersbild

Viele Vorträge unserer Tagung haben die Botschaft verkündet, die Ursula Lehr schon vor Jahren sehr unverblümt formuliert hat: „Millionen von älteren Menschen brauchen eine Aufgabe und eine als sinnvoll erlebte Betätigung. Sie wollen sich nicht mit Seniorennachmittagen verbasteln oder gelegentlich mit Kaffee und Kuchen abspesen lassen.“ Das Zitat stammt aus einer Schrift von 1993. Man sollte auch heute nicht müde werden zu betonen, dass sich unsere Vorstellungen, wie wir das eigene Alter gestalten wollen, radikal geändert haben, obwohl Medien, aber auch soziale Institutionen und nicht zuletzt politisch Verantwortliche noch immer gedankenlos Altersbilder des fürsorglich umhегten Ruhestands öffentlich weiter tradieren, die nicht mehr zeitgemäß sind. Wir erkunden alternative Wohnformen, wollen aktiv im Leben stehen und nützlich sein, mit anderen Generationen gemeinsame Projekte engagiert umsetzen, unser Wissen weitergeben, politisch teilhaben und die Stimme erheben. Zugegeben: Es rührt sich etwas. Zaghafte haben sich über die letzten zwanzig Jahre interessante Initiativen entwickelt. Zwei davon werden wir noch näher vorstellen, nämlich den Kulturführerschein des Evangelischen Bildungswerks München und den Nürnberger Computerclub 50plus. Aber das reicht nicht, um das mächtige Bedürfnis nach einem neuen Alter wirklich zu befriedigen. Die harten Strukturen der Altenhilfe, die Angebote der Wirtschaft, die geltenden Förderrichtlinien sind längst nicht up to date. Ein Beispiel unter vielen: Es ist viel leichter, ein Altersheim zu bauen, als eine Wohngenossenschaft für mehrere Generationen zu gründen.

Wie kann man dieses mächtige Bedürfnis beschreiben? Ich finde immer noch aktuell, wie eine der wichtigsten Vordenkerinnen des neuen Alters, Simone de Beauvoir, ihren Lebensentwurf vor fast 40 Jahren dargestellt hat: „Wollen wir vermeiden, dass das Alter zu einer spöttischen Parodie unserer früheren Existenz wird, so gibt es nur eine einzige Lösung, nämlich weiterhin Ziele zu verfolgen, die unserem Leben einen Sinn verleihen; hingebungsvolle Tätigkeiten für einzelne, für Gruppen und für eine Sache, Sozialarbeit, politische Arbeit, geistige und schöpferische Arbeit. Im Gegensatz zu den Empfehlungen der Moralisten muss man sich wünschen, auch im hohen Alter noch starke Leidenschaften zu haben, die es uns ersparen, dass wir uns mit uns selbst beschäftigen. Das Leben behält einen Wert, solange man durch Liebe, Freundschaft, Empörung oder Mitgefühl am Leben der anderen teilnimmt. Dann bleiben auch die Gründe, zu handeln und zu sprechen.“¹

Das Bedürfnis ist also vorhanden, aber wo sind die Möglichkeiten, es zu befriedigen? Der Anzug ist zu eng geworden, das Kostüm zwickelt an allen Enden. Wo finden die vielfältigen Potenziale älter werdender Menschen einen öffentlichen Raum, in dem sie sich entfalten können, angewandt und nutzbar gemacht werden können? Meine These ist: Es fehlt an Gelegenheitsstrukturen, das neue, aktive Alter auszuleben. Im Gegenteil. Gerade sind wir dabei, mit dem Menetekel des demografischen Wandels die zarten Pflanzen, die gerade zu Knospen beginnen, wieder zuzuschütten. Alter heißt dann materielle Armut, unbezahlbare Pflege, kurz: Alter droht sich auf Altersangst zu reduzieren.

Man darf diese Gefahren und negativen Gefühle nicht verschweigen, aber wir dürfen uns davon nicht entmutigen lassen, den Lebensentwurf Simone de Beauvoirs ernsthaft anzu-

¹ Simone de Beauvoir: Das Alter, zitiert nach: Dagmar Giersberg: Und dann? 101 Ideen für den Ruhestand. W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2008

streben. Die Lebenslaufforschung und die Gerontologie haben uns aufgezeigt, dass es ein Glück des Alters gibt, das allerdings von bestimmten Voraussetzungen abhängig ist. Die beiden wichtigsten sind: einen anregenden und einladenden Raum für individuelle Entfaltung zu haben und in ein Netz gemeinschaftlicher sozialer Bezüge, auch mit anderen Generationen, eingebunden zu sein.²

Und hier ist die natürliche Anschlussstelle der neuen Altersvorstellungen zu den Feldern der Kultur und des Bürgerschaftlichen Engagement. Sie können der geeignete Resonanzboden für das neue Alter sein.

Ich möchte nun wie folgt fortfahren: Zunächst möchte ich unsere heutigen Vorstellungen von Kultur und dann die Trends im Bürgerschaftlichen Engagement danach befragen, was sie zur Entwicklung eines neuen Altersbildes beitragen können. Schließlich möchte ich einige Forderungen eines neuen Memorandums zur kommunalen Seniorenpolitik vorstellen.

Kultur im Wandel

Gerade hat die vom Deutschen Bundestag eingesetzte Enquetekommission „Kultur in Deutschland“³ ihren dickleibigen Abschlussbericht vorgelegt. Interessanter als das eigene Kapitel zum demografischem Wandel finde ich das in der Einleitung dargelegte Kulturverständnis, dem die Kommission folgen will. Sie geht von drei Kulturbegriffen aus, die sich gegenseitig ergänzen:

Der erste Kulturbegriff wurzelt in den Ideen der deutschen Aufklärung, namentlich der Ästhetik Friedrich Schillers. Kultur ist ihrem Wesen nach das freie Spiel, bei dem der Mensch ganz bei sich sein kann und sich nicht außen gesetzten Zwängen und Zwecken unterordnen muss. In den 1970er Jahren wurde diese klassische Kulturvorstellung von der kommunalen Kulturpolitik aufgegriffen. Schiller habe vom Ziel her recht, so der damalige Tenor, aber Kulturpolitik müsse sich vor allem der Aufgabe widmen, die Zugangswege zur Kultur zu ebnen. Sie hat darauf zu achten, dass alle Menschen die Möglichkeit haben, an Kultur teilzuhaben. Dazu gehört nicht nur politische Freiheit, sondern auch materielle Gerechtigkeit. Deshalb muss zum Beispiel der Eintritt in die Kultureinrichtungen für alle bezahlbar sein.

Es geht aber nicht nur um materielle Voraussetzungen, sondern auch um kulturelle Bildung, denn genießen und verstehen kann man Kunst am besten dann, wenn man bestimmte Grundvoraussetzungen mitbringt. Deshalb wurden seit dieser Zeit sehr viele kulturpädagogische Dienste an Museen und Theatern geschaffen, die Erwachsenenbildung wieder aufgewertet, Bibliotheken zu offenen Foren erweitert. Das Europäische Zentrum für Kultur und Bildung im Alter⁴ hat zum Beispiel die kulturpädagogischen Ansätze, die zunächst eher für Kinder und Jugendliche entwickelt wurden, für das dritte und vierte Lebensalter modifiziert.

Ein zweites Anliegen ist es, die großen Kultureinrichtungen sozusagen vom Sockel zu holen. Theater und Museen sind öffentliche Räume und nicht nur der Tummelplatz einer kunst sinnigen Elite. Das Motto der damaligen Kulturpolitik lautete: „Kultur für alle“. Es ist ein Emanzipationsversprechen, noch heute. Vor allem für die Durchsetzung eines neuen Altersbildes bietet es Chancen. Ein Beispiel für den Erfolg dieser Öffnung: Manchmal ist es sogar gelungen, die hohen Tempel der Kunst für die Seniorenkulturarbeit zu erschließen. So tritt das Nürnberger Senioretheater „Tempo 100“ regelmäßig in den Kammerspielen des Nürnberger Schauspielhauses auf.

² Sehr stark und in Anlehnung an Hannah Arendts Buch „Vita activa“ vertritt dies der Heidelberger Altersforscher Andreas Kruse. Andreas Kruse; Eric Schmidt: Zur Veränderung des Altersbildes in Deutschland. Aus: Politik und Zeitgeschichte 49-50/2005

³ Schlussbericht der Enquetekommission Kultur in Deutschland, Deutscher Bundestag Drucksache 16/7000. Ich beziehe mich vor allem auf das Kapitel 1: Die Bedeutung für Kunst und Kultur für Individuum und Gesellschaft, S. 47 ff.

⁴ Näheres unter www.ibk-kubia.de

Ein drittes Anliegen: Medien, die neue kulturelle Räume und Möglichkeiten erschließen, wie das Internet, müssen allen offen stehen, dafür haben sich viele Seniorencomputer-Clubs in den letzten Jahren erfolgreich eingesetzt. Die Quote der sogenannten Silversurfer ist immens gestiegen. Nach Angaben der BAGSO nutzen derzeit zwei Drittel der Deutschen zwischen 50 und 92 Jahren das World Wide Web.

Ausruhen kann man sich auf dem Erreichten freilich nicht. Schließlich ist, angesichts der wieder wachsenden Altersarmut, das damalige Anliegen der Kulturpolitik höchst aktuell: Allen Zugang zu Kunst und Kultur zu ermöglichen, auch jenen, die wenig im Geldbeutel haben.

Der zweite Kulturbegriff wurde in den letzten Jahren vor allem durch die UNESCO⁵ propagiert. Seine Besonderheit ist es, dass er unsere Aufmerksamkeit nicht nur auf eine, sondern auf die Vielfalt kultureller Traditionen lenkt, die in unserer globalisierten Welt immer enger zusammenrücken. Die eigentliche Herausforderung sei es, dieses Zusammenrücken friedlich zu gestalten, die Unterschiede der Kulturen zu managen, ja darüber hinaus ihre Begegnung fruchtbar zu machen. Auch das Alter wird bunter. Viele Menschen mit Migrationshintergrund kehren nicht mehr in ihre ursprünglichen Heimatländer zurück, wenn sie in den Ruhestand gehen. Sie haben ihre Traditionen mitgebracht, ihre Sprache, ihre Musik, ihre Feste. Fatal wäre es, wenn sich diese Menschen nach der Phase der Erwerbsarbeit in eigenen Enklaven oder Parallelkulturen abschotten würden. Hier kann Kultur Brücken bauen, die vielleicht deshalb besonders leicht zu begehen sind, weil sie nicht von Problemen belastet werden. Gerne zeigen wir unsere schönen Seiten! Auch hierzu benötigen wir Räume der Begegnung und der Präsentation, zum Beispiel Stadtteilzentren in jenen Quartieren, in denen viele Menschen mit Migrationshintergrund leben.

Wir sollten aber die Vorstellung von der Vielfalt der Kulturen noch erweitern. Es geht nicht nur um verschiedene Herkunftsländer, sondern auch um verschiedene Lebensalter, die, gleichsam zeitlich geschichtet, unterschiedliche Kulturen ausgebildet haben. Oft leben diese Lebensalterkulturen nebeneinander her, als ob jede von ihnen von einem anderen Stern käme. Auch hier will die Vorstellung kultureller Vielfalt Verbindungen herstellen. Die Generationen haben sich viel zu sagen und zu geben, wenn man dazu Gelegenheiten der Begegnung schafft, etwa in Form von Mehrgenerationenhäusern, die diesen Aktivitäten ein gemeinsames Dach geben können.

Der dritte Kulturbegriff ist ein ganz alter, der derzeit wieder zu Ehren kommt: Die „ars vivendi“ oder Lebenskunst.⁶ Er geht von der fundamentalen Vorstellung aus, dass wir unser Leben selbst zu gestalten haben und uns dazu bestimmte Techniken aneignen und Tugenden einüben müssen. Warum kommt diese Vorstellung heute wieder in Mode? Ich glaube, weil unsere Gesellschaft immer mehr ihre Leitplanken verliert. Wir können uns kaum mehr auf einen vorgezeichneten Lebensplan verlassen. Man tritt zum Beispiel nicht mehr bei der Post oder bei Siemens in das Berufsleben mit der Gewissheit ein, dort die Verrentung zu erleben. Das eigene Leben zu führen wird zur subjektiven Leistung, zum Gestaltungsauftrag an sich selbst. Kultur ist hierfür ein wichtiges Medium. Jeder Mensch ist gleichsam gezwungen, sich seine eigene Umwelt zurechtzubasteln, um seine Identität auszudrücken. Sie kennen vielleicht die aufschlussreiche Milieustudie des Sinusinstituts: Hier werden aus der Art zu Wohnen, dem Musikgeschmack, der bevorzugten Lektüre, der Vorliebe für bestimmte Freizeitveranstaltungen usw. Lebensstile extrahiert, die für das Gesamtverhalten der jeweiligen Gruppe eine hohe Aussagekraft besitzen. Auch das neue Altersbild, so viel sollte klar geworden sein, ist eine Konstruktionsaufgabe, die sich kultureller Mittel bedient. Zentral für die Lebenskunst ist die Vorstellung der Selbstsorge. Wir sind selbst verantwortlich für unsere mentale Beweglichkeit und unser körperliches Wohlbefinden. Viele Studien belegen, dass kulturelle Betätigung den Erhalt geistiger und körperlicher Gesundheit

⁵ Convention on the Protection and Promotion of the Diversity of Cultural Expressions. Näheres unter <http://portal.unesco.org>

⁶ Wilhelm Schmid: Philosophie der Lebenskunst. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998

begünstigt. Wer seine Potenziale ausschöpft, kann mit größerer Wahrscheinlichkeit mit einem bewussten Leben bis ins hohe Alter rechnen. Kultur ist daher ein wichtiger Baustein der Prävention.

Ältere bringen heute viele Potenziale mit, diese Kulturbegriffe mit Leben zu füllen. Kompetenzen, die oft noch sträflich vernachlässigt werden, aber auch Zeit. Mit einem Augenzwinkern hat der bekannte Ästhetikprofessor Bazon Brock einmal gesagt: Wer, wenn nicht die Älteren, hätte die Muße, die bekannt schwer wiegenden Ausstellungskataloge zu studieren.

Bürgerschaftliches Engagement

Ich komme damit zum zweiten Aktivitätsfeld des neuen Altersbildes, dem Bürgerschaftlichen Engagement. Natürlich überschneidet es sich mit den beschriebenen Engagementmöglichkeiten der Kultur. Vielleicht ist das Bürgerschaftliche Engagement nur eine andere Perspektive auf den gleichen Gegenstand, denn es betont, stärker als es der Blickwinkel der Kultur vermag, die helfende Beziehung zum anderen, das solidarische Band zwischen den Menschen. Angesichts des demografischen Wandels wird dies immer wichtiger. Wir werden in Zukunft wohl wieder viel stärker auf das Lebensumfeld, die Nachbarschaft angewiesen sein.

Immer mehr Menschen können ihr Alter in vollen Zügen genießen: Weitgehend befreit von familiären oder beruflichen Verpflichtungen können sie sich ausgiebig ihren Hobbys widmen, sich um die Enkelkinder kümmern, Reisen unternehmen oder sich neuen Aufgaben zuwenden. Darüber hinaus suchen immer mehr Menschen nach einer sinnvollen Aufgabe in der Gesellschaft, und sie bringen ihr Wissen und ihre Erfahrungen in den unterschiedlichsten Bereichen ein. Sie setzen sich auch und gerade für Menschen der eigenen Generation ein, die nicht mehr so rüstig sind und Hilfe brauchen.

Das ehrenamtliche Engagement, gerade der Älteren, nimmt in den letzten Jahren deutlich zu. Der sogenannte Freiwilligensurvey von 2004 konstatiert einen Zuwachs der Engagementquote der jüngeren Senioren zwischen 60 und 69 Jahren von 31 % auf 37 % innerhalb von fünf Jahren. In keiner anderen Altersgruppe gibt es eine derartige Steigerung. Und fast ein Drittel der bislang nicht aktiven „jungen Alten“ (zwischen 46 und 65) wäre bereit, ein Engagement zu übernehmen, wenn sich eine passende Gelegenheit böte.

71 % der über 45-Jährigen bejahen – nach den Erhebungen des Freiwilligensurveys – voll und ganz die Aussage, sie wollten mit ihrem Engagement die Gesellschaft zumindest im Kleinen mitgestalten. Das liegt 5 % über dem Durchschnitt und 13 % über der Vergleichsgruppe der 14- bis 30-Jährigen. Genauso wichtig ist ihnen aber auch, dass die ehrenamtliche Tätigkeit Spaß macht und man dabei sympathische Menschen trifft. Aktiv bleiben und Mitgestalten, gesellschaftlichen Kontakt fördern und autonom bleiben: Das sind die Konturen des neuen Altersbildes, die sich in der immer größer werdenden Gruppe bürgerschaftlich engagierter Seniorinnen und Senioren abzeichnen.

Eine der unermüdlichsten Protagonistinnen einer bürgerschaftlich orientierten Alterskultur ist Dr. Gertrud Zimmermann vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Ihr Referat „Gesellschaftliche Beteiligung und Aktivität im Alter“ hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine Reihe von Modellprojekten gefördert, die die Gestaltung neuer Altersrollen unterstützen wollen. Anfang der 1990er Jahre entstanden sogenannte „Seniorenbüros“, Anlaufstellen für Menschen in der nachberuflichen Phase, die gerade nicht den typischen Kaffee- oder Tanznachmittag aufsuchen wollten. Seniorenbüros sollten Ein- und Ausflugsschneisen eines aktiven Alters im Gemeinwesen sein: Exkursionen gemeinsam planen, in einer Senioretheatergruppe auftreten, im Kindergarten vorlesen ..., dafür konnten Seniorenbüros die Plattform bilden.

Dieses Modellprogramm stand historisch in Zusammenhang mit vielen beispielgebenden Aktivitäten, die ich, gemeinsam mit Hermann Glaser, für das Buch „Dem Alter einen Sinn geben“⁷ aufsuchte und zusammenstellte. Anfang der 1990er Jahre, als das Buch erschien, gab es einen ersten Gründungsboom von neuartigen Senioreninitiativen. Ein kleiner Streifzug durch die damals gesammelten Projekte: Im *werkhaus antirost* in Berlin oder in der *Kompanie des guten Willens* in Hagen fertigten ehemalige Handwerker oder handwerklich begeisterte Laien kleine Einbauten für soziale Einrichtungen oder erledigten Reparaturen. Die ersten „Alten-WGs“ zogen in große Gründerzeitwohnungen. Einige Universitäten und Volkshochschulen etablierten Seniorenstudiengänge. In *Erzählcafés* vermittelten Senioren Alltagsgeschichte an Jugendliche, die Kriegszeit und Wiederaufbau nicht aus eigener Anschauung erlebt hatten. Senioretheatergruppen mit witzigen Namen wie die *Spätzünder* oder die *Grauen Zellen* schossen überall in Deutschland aus dem Boden. Sie bildeten sogar einen „Dachverband Altenkultur“. *Aktivsenioren*, eine Initiative, die es heute noch gibt, berieten Existenzgründer und kleine Unternehmen. *Wissensbörsen* brachten Menschen verschiedener Lebensalter zusammen, die ein Anliegen oder Hobby teilen. Sie waren Vorläufer von vielen generationenübergreifenden Engagementformen, die gerade heute hoch im Kurs stehen.

Das alles waren Ansätze für eine neue Alterskultur, aber sie waren nicht mehr als kleine Oasen in der Wüste. Typisch für diese Aufbruchphase war zudem, dass sich die Projekte eher abseits von den Regelstrukturen der Altenhilfe oder überhaupt der sozialen Arbeit ansiedelten. Kultur und außerschulische Bildung sind sicher nicht so reglementiert. Hier boten sich Nischen, in denen neue Pflanzen erblühen konnten.

Seit dieser Zeit steigt das Angebot, wenngleich es nicht mit der wachsenden Zahl engagementbereiter älterer Menschen Schritt halten konnte. Dafür spricht ja das hohe unausgeschöpfte Potenzial, das der Freiwilligensurvey konstatiert.

Das nächste große Modellprojekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, etwa zehn Jahre nach den Seniorenbüros, hieß EFI – Erfahrungswissen für Initiativen. Das Programm wendet sich an alle, die Lust haben, mehr Verantwortung zu übernehmen, selbständig Initiativen aufzubauen oder eine führende Rolle in Gruppen zu spielen. Ausgebildete SeniorTrainer/innen sollen ihr reiches Erfahrungswissen aus dem beruflichen und familiären Leben im Bürgerschaftlichen Engagement fruchtbar anwenden. Sie können in den unterschiedlichsten Feldern und Organisationen aktiv werden: In der Jugendarbeit, im Umweltschutz, in Kunst und Kultur – in Museen, Schulen, Altenheimen oder Kindergärten. Voraussetzung sind gute Ideen und das Vertrauen in sich selbst, sie auch in die Tat umsetzen zu können.

Wenn man die Eckpunkte ansieht, lässt sich feststellen, welche Schlussfolgerungen das EFI-Programm aus den früher auftretenden Schwierigkeiten zieht, mit denen Senioreninitiativen zu kämpfen hatten. Es legt Wert auf

- Kontinuität: Eine Anbindung an eine hauptamtlich organisierte Einrichtung soll Halt geben.
- Qualifizierung: Gerade beim eigenständigen Aufbau von Projekten und Gruppen sind Methoden wie Gesprächsführung, Konfliktmanagement, Teamentwicklung und Moderation hilfreich, aber auch Kenntnisse in Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising.
- neue Einsatzfelder: SeniorTrainer/innen sollen so etwas wie emsige Hummeln im Bürgerschaftlichen Engagement sein. Sie sind nicht an einem Ort festsetzen, sondern sozusagen von Blüte zu Blüte schwirren, um sie zu befruchten. Sie sind so etwas wie Gemeinwohlunternehmer, die immer wieder attraktive Produkte erfinden. Damit sollen neue Engagementfelder entstehen.

⁷ Hermann Glaser; Thomas Rübke (Hg.): Dem Alter einen Sinn geben. Wie Senioren kulturell aktiv sein können. Hüthig Verlagsgemeinschaft, Heidelberg 1992

- Verantwortung: Obwohl SeniorTrainer/innen vielleicht nur den Anstoß für eine Initiative geben, um sich dann anderen Aufgaben zu widmen, nehmen sie eine besondere Verantwortung wahr. Sie initiieren und leiten Gruppen, sie bauen Projekte auf.
- Kompetenz: SeniorTrainer/innen bringen viel mit. Sie sollen ihre Kompetenzen durch die Fortbildung nur ergänzen. Im Mittelpunkt steht, die eigene Erfahrung zu nutzen.

Mit dem EFI-Programm wurden schon über zweitausend Menschen in Deutschland zu Seniortrainerinnen ausgebildet. Das Programm wird in Bayern und vielen anderen Bundesländern weitergeführt. Es ist aber nicht das einzige Beispiel einer neuen Engagementkultur im Alter.

So sind zum Beispiel Menschen nach ihrem Beruf als Bildungspaten oder Schülercoaches tätig. Sie unterstützen Hauptschüler bei der schwierigen Berufsfindung. Sie begleiten sie zum Vorstellungsgespräch, beraten sie bei Kleiderfragen, helfen, ihre Bewerbungsunterlagen zusammenzustellen, trösten sie, wenn es nicht geklappt hat, freuen sich mit ihnen über errungene Erfolge. Dieses Engagement ist hoch effektiv, weil die Ehrenamtlichen einen Zugang zu den Jugendlichen bekommen, der Eltern, Lehrern oder Arbeitsamtmitarbeitern als Autoritätspersonen verwehrt ist. Sie haben keine „Macht“ über die Jugendlichen außer ihrer persönlichen Integrität und Erfahrung. Sie haben kein spezifisches professionelles Interesse. Sie machen das umsonst, und weil es ihnen ein Anliegen ist. Das macht ihre Glaubwürdigkeit aus.

Ein zweites Beispiel: Immer mehr Menschen aus der Großelterngeneration sind in Kindertagesstätten aktiv. Sie lesen vor, spielen mit den Kindern Fußball, legen mit ihnen Blumenbeete an, begleiten sie bei Ausflügen. Diese Ehrenamtlichen sind gern gesehen, weil sie nicht nur Abwechslung in den Alltag bringen, sondern sich um einzelne Kinder intensiver kümmern können. Und auch hier: Sie sind nicht Pädagogen mit einem bestimmten Auftrag und professionellem Interesse, sondern integre Menschen, die sich gerne um andere kümmern, die ihre Hilfe und Freundschaft schätzen.

Forderungen an eine neue Infrastruktur

Ich habe die Modellprogramme des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend als eine Art Wasserstandsmelder genutzt, der anzeigt, was wir für den weiteren Aufbau einer neuen bürgerschaftlich orientierten Alterskultur brauchen: Organisationsformen und Werkstätten wie Seniorenbüros, Nachhaltigkeit von Strukturen und Qualifizierungsangebote, auf die das EFI-Programm abzielt.

Sie haben sicher der Presse entnommen, dass Bundesfamilienministerin von der Leyen unter dem Motto „Alter schafft Neues“ vor wenigen Wochen ein weiteres Programmpaket vorgestellt hat. Ein wesentlicher Baustein darin ist die Umsetzung des Memorandums „Mitgestalten und Mitentscheiden – Ältere Menschen in Kommunen“. Ohne schon auf die Inhalte einzugehen, ist allein die Entstehung dieses Dokuments ein wichtiger Fingerzeig. Es wendet sich an Kommunen. Und: Als seine Mitunterzeichner konnten alle kommunalen Spitzenverbände gewonnen werden: der Deutschen Städtetag, der Deutsche Landkreistag sowie der Deutsche Städte- und Gemeindebund. Das hat Signalwirkung - es besagt: Wir müssen das neue Altersbild noch stärker in den Regelstrukturen vor Ort verankern, Förderlinien danach ausrichten, Finanzierungen sicherstellen, die nicht wieder nach drei Jahren Modelllaufzeit eingestellt werden.

Unter der Überschrift *Bildung und Kultur* werden im Memorandum viele Vorschläge gebündelt, die in diesem Vortrag an verschiedenen Stellen behandelt wurden. Deshalb brauche ich sie nicht mehr kommentieren.

„Ältere Menschen, die mitgestalten und mitentscheiden wollen, benötigen Information, Reflexion, Kommunikation und Erfahrungsaustausch.“

Zum Selbstverständnis unserer Gesellschaft tragen Kultur und Bildung entscheidend bei. Ältere Menschen nutzen und schaffen vielfältige kulturelle Angebote. Sie nehmen an Bildungsangeboten teil und initiieren diese auch selbst.

In einer alternden Gesellschaft hat Altenkultur einen eigenen Stellenwert. Sie bringt die Themen Älterwerden und Altsein in den öffentlichen Raum und macht Zeitgeschichte erlebbar.

- Volkshochschulen, kirchliche Bildungseinrichtungen, Seniorenakademien und anderen kommen wichtige Aufgaben für unterschiedliche Zielgruppen zu. Ihre Angebote sollen untereinander abgestimmt werden, der Vielfalt des Alters Rechnung tragen und auf den Prozess des Älterwerdens vorbereiten.
- Zugänge zu Bildung und Kultur sollten erweitert werden. Hierzu gehört auch, dass Bildungsmöglichkeiten barrierefrei gestaltet werden und an die Lern- und Lebens- erfahrung anknüpfen.
- Zugangsbarrieren können durch dezentrale Veranstaltungsorte und mobile Angebote verringert werden.
- Bildungsprozesse für ein aktives Alter dienen der Persönlichkeitsentwicklung und dem Erwerb und der Erweiterung von Kompetenzen für Partizipation und Bürgerschaftliches Engagement.
- Von Kommunen und Trägern sollten Qualifizierungsangebote für Führungsaufgaben und zur Übernahme neuer Verantwortungsrollen im Ehrenamt bereitgestellt werden. Haupt- und Ehrenamtliche können in gemeinsamen Weiterbildungen mit- und voneinander lernen.
- Altenkultur braucht eine entsprechende Infrastruktur in den Kommunen. Dazu gehört die Öffnung etablierter Kultureinrichtungen für die Altenkultur.“⁸

So weit das Memorandum. Es ist sicher eine gute Agenda für die nächsten Jahre und es zeigt: Wir sind in den letzten zwei Jahrzehnten ein gutes Stück vorangekommen. Wer will, der kann sich mit Günter Grass trösten: „Der Fortschritt ist eine Schnecke.“ Und doch ist er nicht vor Rückschlägen gefeit. Angesichts einer wieder wachsenden Altersarmut und eines deutlich höheren Pflegebedarfs werden die Anforderungen an das Bürgerschaftliche Engagement deutlich steigen. Und es wird wieder fraglich, ob wir uns eine „Kultur für alle“ weiterhin leisten werden, oder ob auch hier die Schere zwischen den begüterten und gebildeten auf der einen Seite und den armen und bildungsfernen Schichten auf der anderen Seite weiter aufgeht.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Der Autor ist Geschäftsführer des Landesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement Bayern

⁸ Memorandum als Download unter: www.alter-schafft-neues.de